

Zuversicht in Zeiten von Corona?

Predigt von Pfarrer Daniel Lenski zum Sonntag Okuli (15.3.2020) zu 2. Tim 1, 3-8
Ev. Martin-Luther-Gemeinde Falkenstein

2. Tim 1, 3-8

3 Ich danke Gott, dem ich diene von meinen Vorfahren her mit reinem Gewissen, wenn ich ohne Unterlass deiner gedenke in meinem Gebet, Tag und Nacht.

4 Und wenn ich an deine Tränen denke, verlangt mich, dich zu sehen, damit ich mit Freude erfüllt werde.

5 Denn ich erinnere mich an den ungeheuchelten Glauben in dir, der zuvor schon gewohnt hat in deiner Großmutter Lois und in deiner Mutter Eunike; ich bin aber gewiss, auch in dir.

6 Aus diesem Grund erinnere ich dich daran, dass du erweckest die Gabe Gottes, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände.

7 Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.

8 Darum schäme dich nicht des Zeugnisses von unserm Herrn noch meiner, der ich sein Gefangener bin, sondern leide mit für das Evangelium in der Kraft Gottes.

Liebe Gemeinde,

„Zuversicht! Sieben Wochen ohne Pessimismus“ – so lautet der Leitspruch der diesjährigen [Fastenaktion](#), die von der Evangelischen Kirche in Deutschland initiiert wird. Die Aktion ermuntert uns dazu, verstärkt darauf zu achten, wie wir die Welt wahrnehmen. Ist das Glas halb leer oder halb voll? Beginnen wir den Tag mit einem Lächeln oder mit einem sorgenvollen Blick?

Bei unserem ökumenischen Gottesdienst an Aschermittwoch haben wir in unserer Martin-Luther-Kirche miteinander über dieses Motto gesprochen. Wie schaffen wir es, Zuversicht in unserem Alltag auszustrahlen? Und was bedeutet es, wenn Jesus seinen Jünger*innen zuruft, dass sie sich keine Sorgen machen sollen (Lk 12,22)?

„Zuversicht! Sieben Wochen ohne Pessimismus“ – Angesichts der Ereignisse der letzten Woche klingt das fast wie eine Provokation. Es ist es wahrlich nicht einfacher geworden, Zuversicht auszustrahlen. Die Ausbreitung des Corona-Virus macht uns Angst. Schulen werden geschlossen, Urlaube abgesagt, die Menschen decken sich ein mit Nudeln und Toilettenpapier für unsichere Zeiten.

Und die Lage ist tatsächlich ernst. Das kann man nicht beschönigen. Menschen sterben: In China, in Italien, in Deutschland. Betroffen sind besonders die Älteren und ohnehin Kranken. Auch wir in der Martin-Luther-Gemeinde haben alle Veranstaltungen abgesagt, sogar die Gottesdienste. Der Kirchenvorstand hat lange darum gerungen, ob diese Maßnahme notwendig ist.

Ein winziger Virus krempelt unser Leben komplett um. Grenzen werden geschlossen, Flüge abgesagt, Messen verschoben. Viele Menschen bemühen sich, verantwortungsvoll zu handeln: Um die Ausbreitung des Virus zu verlangsamen, verzichten wir auf den Handschlag, meiden Menschenansammlungen, versuchen besonders ältere Menschen nicht zu gefährden. Das Ergebnis ist paradox: Aus Solidarität zueinander gehen wir auf Abstand. Wir kommen einander nicht nahe, um einander zu schützen. Erst diese Abwesenheit der Umarmung, des Handschlags zeigt uns, wie sehr wir als Menschen auf Gemeinschaft und auch auf Berührungen und Körperkontakt angewiesen sind. Wir reichen einander die Hand – das ist eine kulturell geprägte Form der Begrüßung, aber auch Zeichen des Angewiesenseins aufeinander.

Es ist bezeichnend, dass uns die Konsequenzen von Corona nun ausgerechnet in der Passionszeit in ihrem drastischen Ausmaß erreichen. Die 40 Tage zwischen Aschermittwoch und Ostern sind in der christlichen Tradition traditionell eine Zeit der Umkehr und der Einkehr. Das reguläre Leben wird unterbrochen, um innezuhalten und sich neu auszurichten. Manche fasten dafür Fleisch und Schokolade, andere pilgern nach Jerusalem, manche gehen ins Kloster. „Kehre um und glaube an das Evangelium“, lautet die Aufforderung, die uns am Aschermittwoch gemeinsam mit dem Aschekreuz oder dem Segen zugesprochen wird. Nutze die Zeit und richte dich neu aus. Es wird dir guttun – gerade weil du zerbrechlich bist.

Diese Zerbrechlichkeit der menschlichen Existenz hat der Praktische Theologe Henning Luther in seinem Werk „Leben als Fragment“ in den Mittelpunkt gestellt. Statt dem Ideal einer unerreichbaren Ganzheitlichkeit

nachzueifern (Schneller! Besser! Größer!), rät er dazu, sich immer neu die Fragilität und das Fragmentarische des menschlichen Seins vor Augen zu führen. Ja, der Mensch ist immer nur Fragment dessen, was er sein könnte. Das ist, als würde man uns Menschen einen Spiegel vorhalten: Ja, du bist stark – aber eben auch schwach. Du bist klug – aber nicht vollkommen. Du bist nett – aber manchmal auch in dich selbst verliebt.

Die christliche Theologie gerät immer wieder in Versuchung, den Menschen aufgrund dieser Schwäche und grundsätzlichen Fehlerhaftigkeit kleinzureden. Viele Menschen haben das Christentum als etwas Bedrückendes erlebt, weil ihnen ein Bild von Gott als strengem Richter und von dem Menschen als unwürdigem Gegenüber vermittelt wurde.

Das ist nicht das Ansinnen Henning Luthers. Es geht im nicht darum, den Menschen klein zu machen. Im Gegenteil: Es geht darum, unrealistische Erwartungen und eine Überforderung dessen, was wir sein können, abzulegen. Nein, es geht nicht um die beste Schulnote, das größte Haus und die fittesten Oberschenkel. Es geht um uns, so wie wir sind. Wir dürfen uns lieben, wie wir sind. Denn Gott tut genau dies. Er liebt Hugo Schmitz und Erna Müller, die so sind, wie sie sind.

Unsere menschliche Zerbrechlichkeit wird uns in der Zeit von Corona besonders vor Augen geführt. Das Virus kann jeden treffen – alt und jung, Mann und Frau, arm und reich, auch wenn die Symptome unterschiedlich stark ausgeprägt sind. Es macht keinen Unterschied zwischen Christen und Muslimen, Frommen und Atheisten. Das Virus zeigt uns, dass auch die Gesündesten unter uns verwundbar sind. Und wie dankbar wir für das Leben sein können. Jeden Tag von neuem.

Früher haben viele Menschen unter ihre Pläne zwei Buchstaben gesetzt: C.J. Diese Abkürzung steht für *Conditio Jacobea*. Zu Deutsch: Die Bedingung des Jakobus. Das CJ geht auf den Brief des Jakobus zurück. Der Briefschreiber warnt vor allzu großer Selbstsicherheit und schließt sie ab mit der Bemerkung: „So Gott will und wir leben.“ (Jakobus 4,15) Das ist die *Conditio Jacobea*: eine demütige Einschränkung aller Pläne.

Inzwischen ist dieses CJ weithin aus der Mode gekommen, denn die Menschen haben sich zumindest in unserem Bereich der Welt ein Leben erkämpft, das relativ verlässlich ist. Viele Gefahren lassen sich heute bannen, vieles lässt sich tatsächlich planen und funktioniert dann auch. Zumindest schien das vor Corona so.

Das Virus verdeutlicht unsere eigene Verwundbarkeit. Dies kann man theologisch unterschiedlich deuten. Dabei gibt es theologische Interpretationen, die mir persönlich fremd sind und die ich mir nicht zu eigen machen will.

Eine Frau unserer Gemeinde schickte mir den Link zu einer US-amerikanischen Website. Sie gehört zum evangelikalen Prediger John Piper gehört. Piper ist ein Baptistenprediger, der eine Kirche gegründet und viele Bücher geschrieben hat. Millionen Menschen verfolgen seine Texte und Interviews. In einem aufgezeichneten Gespräch, das man im Internet [nachhören](#) kann, wird Piper gefragt, ob das Corona-Virus für Christen eine tiefere Bedeutung habe. Piper erwähnt mit Verweis auf biblische Stellen unterschiedliche Deutedimensionen: Das Virus sei ein aufrüttelnder „Donnerschlag“ Gottes, der uns zur Umkehr führen soll; eine Strafe für unsere Vergehen oder vielleicht ein Schutz Gottes, um uns vor weiteren Sünden zu schützen.

Solche Deutungen sind mir fremd. Ja, es ist zutreffend, dass Schadensereignisse, Naturkatastrophen und der Tod von Menschen auch in der Bibel als Handlungen Gottes beschrieben werden. Als Handlungen, mit denen Gott auf das Tun des Menschen reagiert. Was sich aber in den biblischen Büchern findet, sind sehr unterschiedliche, teilweise widersprüchliche Wahrnehmungen von Gott. Und das ist auch nicht überraschend. Denn die biblischen Autoren waren Menschen. Genauso wie wir in der Martin-Luther-Gemeinde. In aller ihrer Unterschiedlichkeit. Sie beschreiben ihre Erfahrungen mit Gott. Und sie deuten ihr Schicksal in diesem Licht.

Die grundlegende Mitte des Neuen Testaments aber, in dem sich die Erfahrungen mit Gott verbinden, ist die Frohe Botschaft eines *liebenden* Gottes. Eines Gottes, der selbst gelitten hat, damit Menschen nicht leiden müssen. Das Neue Testament spricht von einem Sohn Gottes, der sich nicht in seine Überlegenheit flüchtet, sondern das Fragmentarische unserer menschlichen Existenz annimmt.

Ich glaube nicht an einen Gott, der uns mit Corona straft – etwa für unsere Sünden, unsere Homosexualität oder unseren Unglauben. Ja, wir sind fehlbar. Und vielleicht können uns auch Situationen von Krankheit und Sorge manchmal dabei helfen, dass wir uns wieder auf das Wesentliche ausrichten. Aber bitte nicht als Ergebnisse eines

deus ex machina, eines Gottes in den Wolken, der wie in einem Videospiel Seuchen und Plagen auf die Erde schickt, damit die Menschen doch endlich wieder seinen Willen tun.

Der Gott, an den ich glaube, ist ein anderer. Einer, der uns stark macht. Von dieser Stärkung haben wir im Zweiten Brief des Timotheus gehört: „Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ (2. Tim 1,7). Nein, du brauchst keine Angst haben. Nicht vor diesem Gott und nicht vor dem, was dir auf dieser Erde zustoßen kann. Es geht um einen Gott, der liebt, der uns Mut macht und uns zu Besonnenheit aufruft. Eine Besonnenheit, die wir in diesen Tagen vielleicht ganz besonders brauchen.

„Zuversicht! Sieben Wochen ohne Pessimismus“ Auch Ulrike Scherf, die Stellvertretende Präsidentin unserer Landeskirche, hat dieses Motto erwähnt, als sie letzte Woche hier auf der [Falkensteiner Kanzel](#) stand. Sie rief uns dazu auf, nicht die Augen vor dem Schwierigen zu verschließen, sondern unsere Kräfte zu mobilisieren, um den Herausforderungen zu trotzen.

Gestern hörte ich einen Bericht darüber, wie das Menschen in Italien tun. Dem europäischen Land, das unter der Krise besonders leidet. Unter dem Hashtag [#andratuttobene](#) (Alles wird gut) teilen die Menschen über die sozialen Medien, wie sie mit Ausgangssperre und Einsamkeit in Zeiten von Corona umgehen. Da wird zum Beispiel ein Video gezeigt, in dem Nachbarn ihre Instrumente auf den jeweiligen Balkon holen, um draußen über die Balkongrenzen hinweg gemeinsam zu musizieren. Oder es gibt Lernhilfen, die zeigen, wie man einen Knopf annäht oder was man gegen Rückenschmerzen bei Bewegungsarmut tun kann. Der Journalist Luca Zorloni hat mit Freunden das gemeinsame Abendessen via Skype erfunden.

Mit viel Einfallsreichtum begegnen die Menschen, die sich an diesem Hashtag beteiligen, der durchaus ernsten und schwierigen Lage. Zuversicht, trotz aller Sorge. Damit ist das Leitwort von „Sieben Wochen ohne Pessimismus“ treffend aufgenommen worden. Vielleicht schaffen wir es, auch etwas von dieser Zuversicht in unseren nun äußerlich eingeschränkten Alltag mitzunehmen. Und uns telefonisch bei den Menschen zu melden, mit denen wir schon lange keinen Kontakt mehr hatten. Oder einmal wieder einen Brief zu schreiben. Oder der Oma das Foto eines selbstgemalten Bildes zuzusenden. Oder einfach die Hände zu falten für all diejenigen, die Gottes Beistand gerade besonders brauchen.

„Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“

Amen.